

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 1

Artikel: Soll der Arzt die Wahrheit sagen?
Autor: Lobel, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war die Blamage fertig! Teréméte! Welch unerhörter Fall: Ein Fachmann für Schweine- und Landwirtschaft, der absolut keine Ahnung hat von einer so hochkulturellen Zusammenkunft, von einem Kongreß so wichtiger Kapazitäten wie diese Mastviehausstellung zu... zu... zu... Hoppla! Jetzt hatte er's! — Teréméte, wie er auch das nur vergessen konnte! Die Gräfin vom Nachbargut war doch ebenfalls zur Ausstellung gereist — nach Temesvar! Teréméte! Natürlich: — Te... mes... var!!! Wie der Speer Wotans fuhr sein Federkiel ins Tintenfaß und dirigierte dann Hans, den reisenden Schweinestar: — «An die löbliche Mastviehausstellung in Temesvar».

Der kam auch wohlbehalten dort an. Aber, o weh, war das eine Ueberraschung! Im ganzen Umkreis, so weit man in Temesvar blicken konnte, war von einer Mastviehausstellung auch nicht ein Schwänzlein zu sehen! Die Bahnbeamten wußten mit Hans natürlich nichts anzufangen. Da endlich ging einem von ihnen ein herrliches Licht auf. Es fiel ihm nämlich ein, daß in der Stadt gerade eine Vogelausstellung stattfand! Ein kühner und überaus kluger Gedanke! Drum hielt man es auch für klug, dort anzufahren, und siehe da, es stellte sich heraus, daß der in der Vogelschau etablierte Gastwirt gerade der Ankunft eines Subjektes harpte, dessen Schicksal es ist, als Schweinebraten zu enden. Und so wurde dem Manne die Sendung ausgeliefert. Das Ergebnis war, daß Hans in Temesvar den Weg alles Fleisches ging, indes seine Pflegemama im Vorgefühl der stolzen Triumphe schwelgte, die er — und damit auch sie selber — in Debrezin feiern würden.

Als aber schließlich Tag für Tag verrann, ohne ihr über Hans eine Kunde zu bringen, schrieb sie, von Sorge befallen, nach Debrezin: «Um alles in der Welt, was ist denn los? Wieso und warum kein Wort über Hans? Ich schließe kein Auge vor Angst um das Tierchen! Es wurde doch hoffentlich preisgekrönt?»

Im Begriffe, die Karte mit der Anschrift zu versehen, wurde Frau Miksath plötzlich vom Zweifel gepackt, ob ihre Urgenz auch an die richtige Stelle gelangen würde, sobald sie nur ganz allgemein schrieb: «An die Mastviehausstellung in Debrezin». Da fiel ihr ein, daß der Verwalter über den Titel der betreffenden Instanz informiert sein müsse, und sie schickte ihm die Karte zum adressieren. Kleinigkeit! Dieses Kunststück vollbrachte der Mann natürlich im Handumdrehen, indem er getreulich wie das erstmal «An die löbliche Mastviehausstellung in Temesvar» schrieb. So kam auch die Karte an die Vogelausstellung.

Dort gab es nun einiges Kopfzerbrechen, zumal man natürlich keinen Beleg dafür fand, daß die Ausstellung von einer Frau Miksath beschiedigt worden war. Doch andererseits war auch die Buchhaltung nicht so tipptopp, daß die Ankunft der Sendung ganz sicher verneint werden konnte. Aber der Ausstellungsleiter war genial genug, um schließlich doch eine Lösung zu finden: Er klemmte mit Nachdruck den Kneifer auf die Nase, setzte seine imposanteste Amtsmiene auf und sprach so weise wie einst Salomo: «Nach der Lage der Dinge besteht kein Zweifel: — dieser besagte Hans ist ein Kanarienvogel! Sobald man die andern zurückstellen wird, muß der in Frage stehende übrigbleiben, so daß man ihn gleichfalls retournieren kann. Für den Augenblick aber ist es dringend geboten, der Dame eine beruhigende Antwort zu geben.» Der wichtige Akt wurde schleunigst abgefaßt, und die «beruhigende Antwort» zeigte folgenden Wortlaut:

«In Erledigung Ihres Geschätzten vom soundsovielten, bedauern wir lebhaft, Ihnen mitteilen zu müssen, daß unser Preisgericht sich nicht entschließen konnte, Ihren Hans durch eine Prämie auszuzeichnen. Doch gereicht es uns zu besonderem Vergnügen, sein Können gebührend hervorzuheben. Er singt sehr hübsch, und ganz erstaunlich gut gelingt ihm der lange Triller. Ansonsten ist er nett gehalten und erzogen und wird so jedem Salon zur Zierde gereichen. Vielleicht bietet ein späterer Anlaß usw., usw.

Koloman Kélemen, Ausstellungsleiter.

Frau Ilona Miksath war einfach weg. In geharnischten Worten erwiderte sie, ihr Mastschwein sei zwar sicher sehr gepflegt, doch habe es nie gesungen oder getrillert und bedeute zumindest für ihren Salon keine Zierde. Sie sei auch keinesfalls geneigt, als Zielscheibe derart geschmackloser Witze zu dienen und verlange nun eine vernünftige Auskunft.

In Temesvar natürlich lange Gesichter. Dann wurde auch das von Frau Ilona länger. Der entzückende Briefwechsel währte noch einige Zeit, bis das Geheimnis der Schweinegeschichte Aufklärung fand. Frau Ilona war natürlich ganz fassungslos über das schändliche Ende ihres Wunderschweines. Sie fühlte sich gleichfalls förmlich abgeschlachtet. Aber nichtsdestoweniger war sie doch imstande, dem Verwalter nun selber was vorzusagen. Doch soll es kein schönes Lied gewesen sein. Ja, als sie schließlich Herrn Miksath die Sache gestand, soll sie noch obendrein vor Zorn getrillert, ihr Männchen aber gepiepst und zuletzt gar — gewichert haben. Doch wie dem auch immer gewesen sein mag, das eine weiß man unbedingt sicher: Frau Ilona hat die Schweinezucht aufgegeben und betreibt nun jahraus, jahrein fanatische — Säuglingspflege.

Soll der Arzt die Wahrheit sagen?

VON DR. MED. JOSEF LÖBEL

«Wenn Sie etwas Ernsthaftes finden sollten, Herr Doktor, sagen Sie es bitte vor allem nicht dem Kranken: er ist so überaus sensibel, daß er die Wahrheit nicht ertragen könnte!»

Täglich wird dieses Ansinnen von einer Mutter, einem Vater, einem Gatten, einem Sohn und oft auch nur von einem guten Freunde gestellt, an denselben Arzt, der nur mit dem Hinweise auf die unerbittliche Wahrheit begründen kann, daß er von seinem Patienten schmerzlichste Opfer fordern muß. Wie soll man von einem Tuberkulotiker die Aenderung seiner Beschäftigung, seiner Arbeiten, seiner Vergnügungen, die Aufgabe von Plänen, das Hinausschieben von Heiratsabsichten verlangen, wenn man auf den einzig einleuchtenden Grund dieser Forderungen verzichtet? Wie kann man jemandem, der über nichts anderes klagt als daß er nachmittags auffallend müde und schläfrig sei, eine strenge Diät auferlegen, die er durch Jahre einhalten soll? Nur wenn er erfährt, daß bei ihm die ersten Anfänge eines Nierenleidens entdeckt wurden, und daß dieses unheilbar wäre, ließe man es sich einnisten, wird er sich zu dem geforderten Regime bereit finden. Wer aber wird sich Entbehrungen auferlegen, ohne die Wahrheit zu kennen?

Und wer wird so dumm sein, sich auf die Dauer hinter Licht führen zu lassen? Der Kranke weiß nicht! Hat doch gerade er die Neigung und leider auch die Zeit, viel über sich nachzudenken, und sehr bald steigen in ihm jene Zweifel auf, die ärger und quälender sind als die schlimmste Gewissheit. Verheimlicht er seine Angst vor den Angehörigen, so ist das Ergebnis, daß die Krankenstube zu einem grauenvollen Theater wird, in welchem der Patient und seine Umgebung sich gegenseitig eine traurige und noch dazu erfolglose Komödie vorspielen. Und ihr Regisseur wäre der Arzt, der sich mit den Angehörigen verbündet hat, um den Patienten zu betrügen, um ihm gerade das vorzuenthalten, was dieser bei ihm gesucht hat!

Allerdings — «Was ist Wahrheit?» Hat schon Pilatus gefragt, ehe er hingung und sich die Hände wusch. Der Arzt kann sich nicht einfach die Hände waschen, wenigstens nicht in Unschuld, wenn er die Wahrheit nicht ganz scharf umgrenzt und auch nur ein Wörtchen zu viel gesagt hat. Der bekannte Münchener Professor Bumke hat einmal über «den Arzt als Ursache seelischer Störungen» geschrieben und verlangt, daß dieser nur das mitteile, was auch wirklich und zweifellos sicher ist. «Ich weiß z. B. nicht», so führt selbst dieser berühmte Nervenarzt aus, «ob ein Mann mit Pupillenstarre einer Paralyse und ob eine junge Frau mit einem leichten Kropf einem Basedow entgegengehen muß; viele Aerzte aber scheinen es genau zu wissen, denn man bekommt immer wieder Kranke und Angehörige zu Gesicht, denen man ähnliche Dinge eröffnet hat.»

Darum sage der Arzt stets nur, was er wirklich weiß, und stets nur, was der Kranke wirklich wissen muß. Namen von Krankheiten gehören... nicht dazu. Was hinter einem Namen sich birgt, ist keinerlei greifbare Gegenständlichkeit, und Kant hat zweifellos recht mit seinem Spotte, daß «viele Aerzte glauben, ihren Patienten sehr viel genützt zu haben, wenn sie ihrer Krankheit einen Namen geben». Meist haben sie ihnen viel geschadet, weil ein und derselbe Husten durch einen Namen bald zum harmlosen Zeichen einer einfachen Bronchitis oder aber zum ängstlich beobachteten Symptom eines Lungenspitzenkatarrhs wird. Die Worte Herzneurose, hoher Blutdruck, ja selbst Hysterie, unbedacht im Sprechzimmer gefallen, hatten doch oft böse Folgen als die ihnen zugrunde liegenden Krankheitszustände und gar jene Spielart des Mediziners, der mit möglichst viel lateinischen Bezeichnungen um sich wirft. Ich denke an eine Appendizitis, nur ist mir der Tumor zu wenig schmerzhaft, für einen Typhus ist das Fieber nicht hoch genug und vieles spricht auch für eine Cholecystitis», sagt er zur Pflegegeschwester, ohne das angstverzerrte Gesicht zu bemerken, mit dem der Patient von ihm zu ihr blickt. Was immer aus der Sache wird, so kann er dann darauf stolz sein, daß er es gleich gesagt hat; darauf, was er in der Seele des Patienten angerichtet hat, kann er weniger stolz sein.

Diese Art von Wahrheit wird sehr treffend als «unmenschlich» bezeichnet, weil sie in der Tat ein Verleugern der Menschlichkeit ist, ein Ignorieren der verzwei-

felten Einsamkeit, aus der heraus ein zitterndes Geschöpf die Arme streckt nach Hilfe und Schutz. Auf der einen Seite soll dem Kranken alles an Schmerz und Schwere des Ertragens durch Einschläferungen und Narkosen abgenommen werden, auf der anderen Seite wird ihm aus Unverstand, aus Mangel, aus Vorsicht, aus falscher Wissenschaftlichkeit überflüssiges Leid aufgebürdet, namentlich wo man ihm sagt, was man nur vermutet, nur befürchtet. Wer aber könnte mehr als Vermutungen haben hinsichtlich der Zukunft, hinsichtlich des Ausganges einer Krankheit? Cholera und Pest töten immer nur einen Bruchteil der von ihnen Befallenen und die Mehrheit kommt mit dem Leben davon, so daß man selbst bei sicher unheilbaren Leiden kaum jemals mit absoluter Gewissheit voraussehen kann, wie eine Krankheit ausgeht. Wo nicht ganz besonders bezeichnende Verhältnisse vorliegen, die jedes Laienauge schon erkennt, dort gibt es keine tödliche Sicherheit, oder höchstens nur jene Sicherheit, die tödlich ist. Nur ganz, ganz selten stößt man auf Menschen, die jene Höhe erklommen, von der aus gesehen das Leben wie ein in tiefen Fernen liegendes, verlassenes Land sich darbietet, die es überwunden haben und denen also die Aussicht auf seinen Verlust nichts schadet. Für alle anderen ist das Leben der Güter höchstes, so daß für sie das Wort Goethes gilt: «Wofür ich Allah höchlich danke! Daß er Leiden von Wissen trennt. Verzweifeln müßte jede Kranke, das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.»

Verzweiflung ist aber ein Gift, genau so wie Hoffnung ein Medikament ist. Der große amerikanische Internist Osler pflegte seinen Studenten zu sagen, das einzige Mittel, einen Krebskranken zwanzig Pfund zu nehmen zu lassen, sei ein optimistischer Arzt; und so ist umgekehrt das sicherste Mittel, um einen schneller in die Grube zu bringen, ein schwarzseherischer Wahrheitsfanatiker. Wenn nach den neuesten Forschungen sogar eine Entzündung schneller heilt, sobald man den begleitenden Schmerz lindert — wie muß sich erst auf den kranken Leib die Milderung des höchstens seelischen Schmerzes auswirken, der Todesfurcht!

Darum muß es geradezu als Kunstfehler gelten, es ist nicht nur unmenschlich, sondern unärztlich, durch Mitteilung einer schlechten Prognose die stärksten Anreger der Genesung zu lähmen: den Willen zur Gesundung, das Vertrauen und die Hoffnung.

Und die Moral? Kommt sie nicht zu Schaden, wenn man nicht die Wahrheit spricht, oder wenigstens nicht voll und ganz? — Die Aerzte sind der Kranken wegen da und nicht die Kranken der Aerzte wegen, und darum gibt es für den Arzt nur eine Moral: den Kranken zu helfen! Er muß ihnen genau so viel oder genau so wenig Wahrheit geben, als für sie gut ist.

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 5: Einbruchdiebstahl

Die beiden Kriminalkommissare stellen folgende Ueberlegung an: Die Einbrecher müssen sich ziemlich lange in dem Salon aufgehalten haben. Es ist anzunehmen, daß von dem von den Kerzen herabtropfenden Stearin auch einige Tropfen auf die Kleider der Einbrecher gefallen sind.

Die beiden Kriminalkommissare machten sofort eine Razzia durch die Kneipen und Lokale der Unterwelt. Sie fanden auch in einem berüchtigten Lokal zwei ihnen längst bekannte Einbrecher, die in Gemütsruhe ihren Kaffee tranken und die beide Stearinflecken an ihren Kleidern hatten. Da sie auch noch Schokolade bei sich hatten, die einwandfrei aus der Villa gestohlen war, konnten sie überführt werden.

Das Verbrechen ist im Jahre 1931 in Oslo geschehen.